

Das Gerbertor.

(Vergleiche Bild 9.)

Das Gerbertor hat bis zum Jahre 1845 gestanden. Es besaß keinen Wehrturm, wie die anderen Tore, sondern bestand aus zwei Torbögen, die sich zwischen dem Torbüter- und Wachtbause auf der inneren Nordseite am unteren Ende der Gerbergasse und dem Accisbause an den Nikolaitufen ausspannten, die beide ziemlich weit nach der Straßenmitte vorgeliegt waren und so die Einfahrt durch das Doppeltor verengten. Im Kriegsfall konnte das Gerbertor von dem Wehrgange längs des Nikolaiturhofes aus einerseits und von der Gerberkaserne andererseits geschützt werden. Obwohl bedeutend weniger Frachtwagen die Gerbergasse hinauf der Stadt zufuhren, als durch die anderen Tore, erwies sich doch der Verkehr deshalb schwierig, weil die Straße nach der Stadt bereits unter dem Tore stark anstieg. Polizeiaufseher Berger, damals Torbüter, zeigte am 1. November 1845 (Rep. V. II. A. d. 4. Vol. II. Bl. 96) dem Räte an, „daß sich das Tor in so schlechtem Zustande befinde, daß es fast nicht mehr schleichen könne. Fuhrleute blieben mit ihren Frachtwagen unter dem Tore in der Weise hängen, daß sie 12 Pferde vorklammern und hinten noch Binden ansetzen mußten, um loszukommen, was doch eine Kraft von vierzehn Pferden darstelle. Wie sollten da die beiden Torbüter nicht Schaden leiden!“ (Lit. T. 48. 1822. Bl. 93.) Es wurde daraufhin vom Räte beschlossen, den inneren Torbogen wegzunehmen und die Türen so einzurichten, daß sie nach außen aufschlugen. Dagegen aber erhob der Gerbermeister Stephan, an dessen Haus dann die Torflügel schlagen würden, Einspruch. Deshalb sah man keinen andern Weg zur Abhilfe der Mängel, als das Gerbertor abzubauen. Mit den Torbögen fiel gleichzeitig das Accisbause an den Nikolaitufen; der Grund und Boden, darauf es gestanden, ging käuflich an den Besitzer des Nachbargrundstückes über. Das Torbüter- und Wachtbause mußte dem Neubau des gegenüberliegenden Hauses im Jahre 1893 weichen.

Das Königstor.

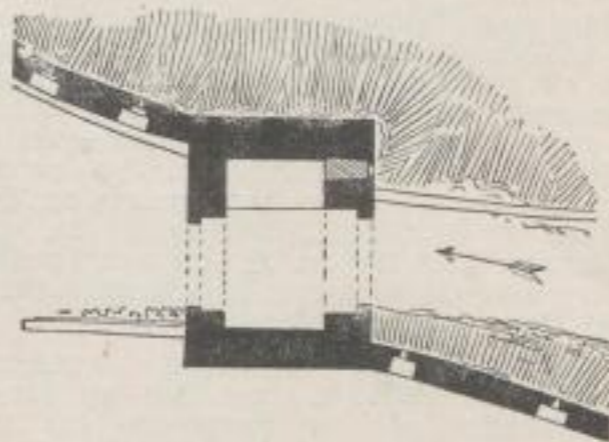
Es war das schwächste unter allen Toren und diente in der Hauptsache nur dem Fußverkehr. Eigentlich hieß es die Taschenpforte. Erst als im Jahre 1552 das Schießhaus auf der Meide vor dem Gerbertore (jetzt Papierfabrik und Gasanstalt) von einem Grohwasser weggerissen worden war, und man das neue Schießhaus auf den Berg oberhalb der Meide verlegt hatte, übertrug sich der Name Königstor allmählich ein, weil man die Schießkönige nun nicht mehr durch das Gerbertor, sondern durch die Taschenpforte auf die „Schießbleiche“ führte, und ging dann auch auf den angrenzenden Wallteil über, den man Königswall nannte.

Am nördlichen Ende des Taschenberges durchbrach das Königstor die äußere Stadtmauer. An der Ostseite dieses Durch-

bruchs war quer zum Graben eine Mauer bis zum Wallaufgange gezogen, die in einem starken Pfeiler endete, von dem aus sich ein mit Ziegeldach geschützter Torbogen bis zum gegenüberstehenden Torbüterbause spannte. Die mit der Zeit schadhaft gewordenen Torflügel wurden durch ein Gattertor ersetzt. Dieses wurde ebenso wie die anderen Tore abends um 9 Uhr geschlossen, wenn die Glocke des Petriturmes mahnte: „Bauer raus! Bürger rein!“ 1848 wurde allgemein die Torsperrung aufgehoben, die Torflügel kamen in den Zimmerhof. 1849 verkaufte der Rat das Torbüterbause an die Gebrüder Maurermeister Ernst und Rudolf Warbe, die 1850 Haus und Torbogen abtrugen und den stattlichen Bau an der Nordwestecke des Taschenberges aufführten. (Rep. V. II. A. d. 4. Vol. II. Bl. 119.)

Das zweite unverändert erhaltene Vorstadttor ist das Mühltor.

Obwohl nur ein schlechtes, rechtwinkliges Turmgebäude mit der Wächterwohnung im Obergeschosse, bildet es dennoch ein Schmuckstück unserer Stadt durch seine reizvolle Einliederung in die alten Mauern und Wehrtürme und durch den einseitig schönen Ausblick durch die niedrigen Torbögen nach der trostigen Kronen- und nach



Grundplan des Mühltores.

Aus „Bau- und Kunstdenkmäler“ von E. Gurlitt.

Bild 28.

den grünen Hängen des Prottschenberges, die wie in den Rahmen eines Bildes gefaßt erscheinen. Zum Glück entsagte es im Jahre 1862 der Gefahr, abgetragen zu werden, weil man dadurch das Geld für die Erneuerung der Dachrinne zu sparen gedachte. (Lit. T. Bl. 127.)

Die Vorstadtwälle

Nichts hat in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gemüter der Bürger mehr erregt als der Gedanke, daß die Wälle in ihrem Bestehen gefährdet seien. Und dies war erklärlich. Hatte der Beamte seine Schreibstube geschlossen, hatte der Handwerker „Feterabend gemacht“, wollte die Hausmutter ihre Kleinen an Licht und Luft bringen, wollte man den Frühling ins Land ziehen sehen oder seinen Gedanken bei geruhigem Wandeln nachhängen, so ging man „auf die Wälle“. Ihre Linden- und Kastanienbäume, nach 1758 neu gepflanzt, waren jetzt hundertjährige Riesen, spendeten erquickenden Schatten und erfreuten durch den Duft und die Pracht ihrer zahllosen Blüten. Ebenso erfreulich waren die vielen Pflaumen-, Apfel- und Nußbäume, die der Rat an die innere Grabenböschung längs der Stadtmauer hatte pflanzen lassen, wenn sie im Frühling der Blütenpracht überhäufte, oder wenn sie im Spätsommer einige von ihren reifen Früchten für die Kinder ins Gras fallen ließen. (Rep. V. II. Ca. 1b. Vol. III.) Steinernen Bänke boten da und dort Gelegenheit zu besinnlichem Rasten und zum Genuß der herrlichen Aussicht über die Fruchtschilde hin zum Abt, zur Landeskronen bei Görlich oder zu den blauen Heimatbergen. Das Konzert der Unken und Grasfrösche in den beidseitigen Wassergräben stimmte zu dem Sauber eines sommerlichen Abendspazierganges auf den Wällen. Den Jungen und Mädels waren sie freie Tummelplätze. Im Sommer haschten sie nach den Salamandern in den Gräben und brachten sie in Glasbüchsen beim zu Muttern, und im Winter saßen sie lauschend auf ihren „Käsebüchsen“ die steilen Böschungen hinab, „Schinderten“ auf dem Eise oder machten die ersten gefahrlosen Versuche im Schlittschuhlaufen. Wenn die Sturmglöcker durch einmaliges Anschlagen „Feuer auf dem Lande“ meldeten,

lief alles auf die Wälle, um zu sehen, „wo es brennt“. Die Wälle gehörten als Befestigung zur Stadt, nichts Schöneres konnte man sich an ihre Stelle denken. Stadtrat Jakob faßt dies einmal in einem Separatvotum an den Rat, am 30. November 1859, mit den Worten zusammen: „Der Lauenwall ist dem Charakter unserer Stadt angemessen, er dient ihr zur Zierde und gewährt den Bewohnern, denen die Benutzung eines Gartens nicht geboten ist, eine schöne Promenade, um welche Budissa wohl schon von vielen Städten beneidet worden ist.“ (Rep. III. II. He 15. Vol. I. 1859. Bl. 29.) Was er vom Lauenwall, der bis zum Neuhöhen Reichtore aus, sagt, das gilt in gleicher Weise auch vom Reichenwall, der am Ziegelstort, und vom Ziegelwall, der am Königstort auslief. Als aus dem Ziegelwall der Königswall wurde, was so schön an die Freuden der Schießbleiche anklang, übertrug sich der Name Ziegelwall auf den Reichenwall und dieser Name wieder auf den westlichen Teil des Lauenwalles. Wir behalten in unseren weiteren Ausführungen die letzteren Namen bei, weil sie auch in dem oben bezeichneten Aktenstücke gebraucht werden und jetzt landläufig sind.

Wir haben bereits erfahren, daß der einzige Zufahrtsweg nach dem 1846 erbauten Bahnhof vom Neuhöhen Reichtore her durch den zur Bahnhofstraße ausgebauten Streblaer Weg führte. Dieser Weg aber lag besonders für die östlichen Stadtteile äußerst unbequem und hatte außerdem früher viel größere verlorene Steigungen, als es jetzt noch der Fall ist. Der Fußweg nach der Bahnhofstraße vom Dierentore über den Reitplan, auf steilen Stufen die Wallböschung hinauf und hinab war im Finstern und bei Wintereis nicht ungefährlich. Es mußte deshalb ein kürzerer und ebenerer Weg nach dem Bahnhof zu angelegt werden.